Zu

der öffentlichen Prüfung

der Schüler

des

Königlichen und Gröning'schen Gymnasiums

zu Stargard

am 11. und 12. April

ladet ehrerbietigst ein

der Direktor

Lic. Tauscher.



Inhalt:



Stargard, 1867.

Gedruckt bei Hermann Zantz.

Didaskalien zu Euripides Orestes.

von

L. Ziemssen.



Kaum mag in der alt-klassischen Litteratur ein zweiter Dichter zu finden sein, über dessen Werth oder Unwerth so lange, so erbittert gestritten, der gleichzeitig so hoch gepriesen und so bitter getadelt, so innig geliebt und so energisch gehasst worden, über den mit einem Wort die Urtheile von Mit- und Nachwelt so weit und so entschieden auseinandergegangen sind, als über Euripides, den Sohn des Mnesarchos.

Gross ist die Zahl der Gewährsmänner, die mit unverwerflichem Zeugniss die ausserordentliche Verehrung bekunden, welche dem Dichter von seinen Mitbürgern gezollt wurde, nicht minder das kaum zu ersättigende Verlangen des grossen Publikums, immer neue Schöpfungen seines Genius auf der tragischen Bühne Athens bewundern zu können. Beglaubigt ist die Nachricht, dass auch weit über das Weichbild der Vaterstadt, über die Grenzmarken hellenischer Lande hinaus sein Ruhm gedrungen, seinem grossen Talent gehuldigt sei, dass man selbst in Persien und Mauretanien, den fernsten Barbarenländern, sich an seiner wunderwürdigen Darstellung tragischer Leidenschaft entzückt, dass Makedonien und Sicilien in rückhaltsloser Hingebung an den grossen Dichter mit Attika, mit Hellas gewetteifert haben.

Bis in die untersten Schichten des Volkes — so lesen wir — drang seine Dichtung ein; kein griechich redender Mann fast, dem nicht ein Stasimon, ein Kommos, eine Scene aus seinen Tragödien lebendig, bis zur Wiedergabe der Worte, im Gedächtniss gehaftet hätte! Am einsamen Lagerfeuer sangen griechische Söldner fern in Asien, der Heimath gedenkend, einander Euripideische Strophen zu; hellenische Schiffer, vom Sturm auf wilden Wogen umhergeworfen, verkürzten sich angstvolle Nachtwachen mit seinen Versen, und athenische Kriegsgefangene zu Syracus retteten ihr Leben aus der Hand der Sicilischen Sieger nur dadurch, dass sie Scenen aus des Euripides Dramen ergreifend recitiren konnten. Ein Abglanz des wunderbaren Lichtes, das die Stirn des grossen Salaminiers umstrahlte, fiel auch auf sie zurück und liess ihre Person schonenswürdig, ja unantastbar erscheinen.

Aber nicht bloss die grosse Menge war es, aus deren Munde sich der bewunderte Tragiker sein Lob bereitete, nicht bloss die Masse des Volks, die kritiklos dem Neuen anhängt und, ohne ernstere Forderungen an den Bühnendichter, sich am Reiz des Stofflichen genügen lässt: grade die tiefsten Denker, die grössten Gelehrten, die strengsten Kunstrichter, — die weisesten wie die edelsten Männer Griechenlands — haben sich in des Euripides Preise vereinigt, und für alle Zeiten ist sein Name mit denen eines Socrates, eines Plato, eines Aristoteles vereinigt. Ja selbst den leicht erregbaren Neid der Kunstgenossen entwaffnete der Wunderreiz seiner Dichtung; auch aus ihrem Munde floss dem gedankenvollen Tragiker Ruhm und Ehre, so lange er lebte; und als die Nachricht von seinem Tode aus Makedonien herüberscholl, führte der greise Sophocles seine Schauspieler in Trauergewändern auf die Bühne. Dass Archelaus die Leiche des vielbeweinten Dichters seinem vaterländischen Boden nicht

verstatten wollte, empfand das gesammte Hellas als ein National-Unglück; und es dauerte lange, bis man sich über so unersetzliche Einbusse mit dem Gedanken tröstete, den das Kenotaphium am Piräeus-Wege so schön wie einfach aussprach: „Ganz Griechenland ist des Euripides Denkmal; Makedoniens Erde bedeckt nur seine Gebeine."

Je mehr so der Dichter ein Gegenstand liebender Bewunderung Seitens seines Volkes war, um so mehr durfte es befremden, dass er fast gleichzeitig, ja noch an seinem Lebensabend von der attischen Komödie zum Stichblatt des frechsten Muthwillens, der unermüdlichsten Spöttereien gemacht werden konnte, gemacht, wie es scheint, nicht ohne Zustimmung eines Theiles des athenischen Theater-Publikums, das namentlich den „Fröschen," einer fast ausschliesslich gegen den Euripides, als den „Verderber der Tragödie" gerichteten Komödie grossen Beifall, ja selbst den Preis gespendet haben soll. Die gelehrte Forschung hat sich mit den Gründen dieser auf den ersten Blick sehr auffallenden Erscheinung viel beschäftigt: bei eingehender Betrachtung ist das Auffallende derselben geschwunden. In Zeiten so wild bewegten politischen Lebens, so leidenschaftlicher und tief aufgewühlter Gegensätze, wie sie die schrecklichen Jahre des peloponnesischen Krieges zu Tage förderten, konnte eine heftige, zu jedem Mittel greifende Polemik zwischen politischen und socialen Gegnern kaum befremden; der Kampf der Parteien, durch den Drang der Zeitumstände von Jahr zu Jahr geschärft, gefiel sich bald nur noch in jenem ehrkränkenden, verächtlichen Tone, der ja auch zu unserer Zeit in Ländern vorgeschrittensten politischen Lebens und gleich schrankenloser Redefreiheit — England und Amerika etwa — in unerfreulichster Weise zur Tagesordnung gehört, ein Ton, bei dessen Gebrauch sich Angreifer wie Angegriffene der hämischen Uebertreibung hinlänglich bewusst sind, dessen Erfahrung aber die dem Parteitreiben Fernstehenden mit Widerwillen, mit Entsetzen erfüllt.

Solche Empfindungen müssten die Seele der Fremden bewegt haben, die etwa an den Lenäen des Jahres 410 oder an demselben Feste fünf Jahre später im Athenischen Theater gesessen und unter steigender Verwunderung gehört hätten, wie Aristophanes unter dem Beifallswiehern der Menge eine Fluth von Spott- und Hohnreden über den gefeierten Tragiker ausgoss; wie er ihn beschuldigte, alles Unheil über die Stadt heraufbeschworen, dem Volke faules Geschwätz, armselige Zungengewandtheit gelehrt und Athen mit Schreibergeschmeiss, Volksschmeichlern und Schmarotzern gefüllt zu haben; wie er ihn höhnte, dass er, um nur seine Chorgesänge zu Stande zu bringen, alle Dirnen- und Tanzlieder und Dudeleien aus dem Karerland geplündert und — der verschlagene Fant voll Lug und Trug — sich endlich gar des Thrones angemaasst, der dem Aeschylos im Reich der Tragödie von Gottes- und Rechtswegen gebühre. — Und hätte der Fremde sich dann entrüstet zum Gastfreunde gewendet und etwa gefragt: „Wie? das Alles hätte Euripides verbrochen und mit denselben Tragödien, die doch Euer Stolz sind, die Ihr zu sehen, zu hören nicht müdet werdet?" so dürfte er leicht unter Achselzucken zur Antwort bekommen haben: „Lasst Euch das nicht wundern! Das tolle Volk will an den Lenäen sich einmal recht ausschütten! Die Zeiten sind schlecht, man verlernt sonst das Lachen noch ganz. Und dann mögt Ihr wissen: hier geht's um die Partei, und da nimmt Aristophanes kein Blatt vor den Mund! Braucht's auch nicht; beim Zeus! Wir leben in einem freien Lande!" —

Ja, damals gings in Athen um die Partei, damals galts Partei-Bestrebungen, die keine Schonung, keine Rücksichten mehr zuliessen, und „Aristophanes war ein Parteimann, wenn je einer*)!" Seine Komödie, so toll und ausschweifend sie ist, hat einen leidenschaftlich

*) W. Ribbeck: Die Ritter des Aristophanes. Griechisch und Deutsch. Berlin 867.

conservativen Charakter, der sich in allen seinen Stücken nachweisen lässt, den der Dichter selbst durch sein Leben hin bewahrheitete. In den Acharnern wie in den Rittern, in den Wolken wie im Frieden, in den Thesmophoriazusen wie in den Fröschen, übernimmt er von seinem Parteistandpunkt aus die ingrimmigste Vertretung der alten guten Staats- und Lebensordnung, „die Athen gross gemacht,“ gegen alle und jede Neubildungen, mochten sie sich nun in der Philosophie, im öffentlichen Leben oder in der Litteratur, in der Religion oder der Musik zeigen, und nöthigt uns so einerseits durch die Energie und Consequenz, mit der er für eine verlorene Sache zwar, doch für Principien, die er für die besten hielt, eintritt, gerechte Anerkennung ab, wie er uns andererseits zu missfälligem Bedauern zwingt, dass er seine Waffen nicht edler gewählt, nicht reiner gehalten. Das ist namentlich in Bezug auf die vielgeschmähten Persönlichkeiten eines Kleon, eines Socrates, eines Timotheus, — des Euripides endlich — hervorzuheben. Sie alle waren, jeder in seiner Sphäre, Organe und vollberechtigte Organe ihrer Zeit, jener neuen Zeit, die dem Aristophanes so verhasst war, und so erfuhren sie in seinen Darstellungen die gleiche Entstellung, dieselbe Verzerrung; ihr Bild wurde, Behufs eindringlicherer Wirkung auf die grosse Menge, mit gleich groben und schreiendgrellen Pinselstrichen hingeworfen: eine Malerei, der man alles Andere, nur keine Naturwahrheit vindiciren darf. Wohl hat es eine Zeit gegeben, und sie liegt noch nicht weit hinter uns, wo man beispielsweise in Aristophanes Karrikaturzeichnung des Kleon fast ein von unparteiischer Geschichtsschreibung entworfenes Charakterbild, in den geschilderten Komödien-Scenen Züge aus dem wirklichen Athenischen Leben erkannte*); aber nachdem durch C. F. Ranke's Scharfblick zuerst die absolute Glaubwürdigkeit des Dichters in Zweifel gezogen worden, und andere Gelehrte durch ihre Studien zu gleicher Ansicht geführt waren, gelangte die neueste Zeit im Ganzen zu dem Resultat, dass Aristophanes mit seiner Dichtung mitten im wildesten Parteikampfe stehe, dass er seine parteimässige Auffassung der Dinge, nicht die Dinge objectiv gebe und dass er, um jener Geltung zu verschaffen, vor keiner ihm zweckdienlich scheinenden Entstellung und Fingirung von Thatsachen zurückschrecke. Mit Recht sagt daher Bergk: „**Non res uti gestae sunt, repraesentat, sed pro arbitrio ingeniosa quadam audacia fingit ac refingit;**“ und in diesem Ausspruch liegt der Schlüssel zu Aristophanes ganzer Dicht- und Darstellungsweise. Niemand wird jetzt noch in dem Socrates der „Wolken“ den Sohn der Phänarete, den „besten, weisesten und gerechtesten Mann des Alterthums“ erkennen; Niemand aus der verächtlichen Behandlung des Euripides in den Thesmophoriazusen und den Fröschen einen Schluss auf den wirklichen Werth von dessen Dichtung, auf seine Stellung zum Athenischen Volke, auf die Wahrheit der Beschuldigungen ziehn, mit denen er vom Aristophanes so giftig, so unablässig überschüttet wird.

Aristophanes selbst hat sich, wie der neueste Herausgeber seiner Werke sehr wahr bemerkt, sicherlich nicht träumen lassen, dass es einem späteren Geschlecht beikommen würde, alle seine Krimina für vollkommen buchstäblich gemeint zu nehmen. Solche Entstellungen, Bosheiten, Uebertreibungen, solches Malen im grellsten Ton, solche Angriffe von schonungslos persönlichem Charakter gehörten einerseits zum herkömmlichen Apparat der Komödie, andererseits waren sie die im Parteikampf längst üblich gewordenen Waffen, und wer sie mit dem Maasstab der strengen Wahrheit messen wollte, würde den Charakter der Dichtung, wie der Zeit verkennen. Haben wir daher, beispielsweise, das Bild des Aristophanischen Kleon, des gewissenlosesten politischen Gauners, des abgefeimtesten, rabulistischen Schwätzers,

---

*) cf. W. Ribbeck. Die Ritter des Ar. Einleit.

der je ein leicht bewegliches Volk verwirrt und den schwankenden Staat vollends zu Sturz gebracht, mit dem historischen Kleon verglichen, wie er aus der Revision der geschichtlichen Acten durch Grote und Oncken uns überzeugend entgegentritt, und haben wir aus dieser Vergleichung den festen Gesichtspunkt gewonnen, von dem aus die Aristophanischen Gestalten, ja die ganze Dichtung desselben zu betrachten, so wird es uns auch nicht schwer werden, durch lebendige Vergegenwärtigung der Züge des grossen Salaminischen Dichters das abschreckende Zerrbild des Aristophanes aus unserer Erinnerung zu verbannen. Fürwahr, beide Gestalten trennt eine unausfüllbare Kluft! Hier der seicht-geschwätzige, „verschlagene Fant voll Lug und Trug," — dort der ernste, schweigsame Gelehrte, der auf des Anaxagoras Pfaden einherwandelnd, dem Geheimniss des weltbildenden νοῦς, des grossen Princips aller Erkenntniss, in bewegter Seele nachsann; hier der gefügige Volksschmeichler, „der Menge geschäftig zum Munde redend," — dort der starre, in sich gewisse, grosse Dichter, der der stürmisch fordernden Bürgerschaft entgegen, aus seiner Tragödie nicht einen Vers tilgen wollte, weil er Dramen schreibe, das Volk zu lehren, nicht um von ihm Lehre zu empfangen; hier der lächerliche Weiberverächter, — dort der wunderbare Seelenkenner, der in vollumfassender Würdigung weiblicher Natur das missachtete Geschlecht „höher gestellt, als seine Zeit es ihm nachzuthun Neigung empfand*);" hier der ehrgeizige, gewissenlose Demagog, „von Taschendieben, Beutelschneidern und Gaunern umjubelt," — dort der allen Staatsumtrieben abgewandte, unzugängliche, jeden Einfluss verschmähende Weltbürger, der sich am liebsten, fern von Athen, auf der wogenumrauschten Insel aufhielt, der Dichtung Weihestunden einsam durchlebend; hier der dürftige Compilator, der von überall her seine Fetzen aufraffte, seine Lumpen borgte, um nur die Blösse seiner Armuth zu decken, — dort der grosse Sänger, dessen Poesie wie ein Strom aus unerschöpflicher Tiefe hervorbrausend, bis zum höchsten Alter nie versiegte; hier glatte Süssigkeit, entnervende Weichlichkeit, — dort dämonische Kraft des höchsten Leidenspathos, die tiefsinnige Dichtung eines grossen Geistes, von dem selbst ein Socrates „Weisheit zu lernen" kam!

Fürwahr, stärkere Kontraste sind nicht wohl denkbar, und wer, solches erwägend, dennoch dem durch die Geschichte wohl verbürgten Bilde des wirklichen Euripides abgewendet, es vorzieht, den Dichter in der hässlichen Fratze wiederzuerkennen, die uns der erbitterte Parteimann Aristophanes mit phantastisch-grellem Decorationspinsel hingeworfen, den wird man eben gewähren lassen müssen und der Göthe'schen Maxime gedenken, „dass es grausam sei, jemand eine Ansicht nehmen zu wollen, deren Beibehaltung ihm Bedürfniss zu sein scheine." Etwaigen Bestrebungen aber, auf Grund Aristophanischer Verdächtigungen, den Werth des grossen Dichters noch jetzt herabzuwürdigen und dieser Ansicht Theilnehmer zu gewinnen, wird man wohl thun, Welckers gelassenes Wort entgegenzusetzen; „dass sich eben an keinem alten Schriftsteller das Vorurtheil schwerer versündigt habe, als an Euripides."

Aber, könnte man einwenden, Aristophanes stand in Athen nicht allein mit seiner Opposition gegen die Euripideische Dichtung; wenigstens ein Theil des Publikums hat sich nachweislich auf seine Seite gestellt und seinen Beschuldigungen nicht bloss ihrer komischen Einkleidung wegen, sondern aus innerster sittlicher Ueberzeugung zugestimmt, und dass die Tragödien des vielumkämpften Dichters auch bei competenten Beurtheilern nicht durchweg Beifall gefunden, geht ja unzweifelhaft auch daraus hervor, dass ihm, obgleich er etwa 22 Mal mit Tetralogien um den Preis gekämpft, derselbe doch nur 4 Mal zu Theil geworden. — Wohl

---

*) Stahr, die antike Tragödie etc. S. 17.

wir können diese Einwendungen zugeben, wenn auch letztere Angabe nicht einmal durchaus fest steht. Die Zahl der Euripideischen Tragödien kannte man schon im Alterthum nicht mehr genau; noch weniger ist man über die Verbindung derselben zu Tetralogien im Klaren, und der Notiz des Suidas wie des Moschopulos über die 4 Siege des Dichters liesse sich leicht die Behauptung des Thomas Magister entgegen stellen, dass Euripides 15 Mal gesiegt habe. Doch bedarf es dessen nicht. Mag ihm immerhin nicht öfter als 4 Mal der Preis zugetheilt sein, nur gestatte man uns die Frage, wer die Preisrichter gewesen, die durch ihre Abstimmung über den Werth der aufgeführten Stücke entschieden. Angesichts der schwankenden Nachrichten des Alterthums über diesen wichtigen Umstand muss uns die Annahme gestattet sein, dass, nach Analogie ähnlicher Maassnahmen, das schwierige Amt würdigen, bejahrten Bürgern aus dem Rath der Fünfhundert übertragen worden sei, und dass ihr Urtheil nicht bloss ein ästhetisches gewesen, wie Sauppe*) will, sondern, wie die ganze hellenische Kunst selbst, ein ethisch-politisch-ästhetisches**). Aus solchen würdigen Grauköpfen aber bestand ja damals ohne Zweifel die Partei der „Gutgesinnten," deren geringe Anzahl Aristophanes in den Fröschen***) schmerzlich beklagt, die Partei der Altgläubigen, Strenggesinnten, die allen Neuerungen abhold, mit ihrem ganzen Sein und Wesen, ihrem Fühlen und Denken noch in der „alten guten Zeit," in den grossen Tagen der Perserkriege wurzelten und dem Aeschylos, auch wäre er minder gross, minder erhaben gewesen, allen anderen Dichtern vorgezogen haben würden, weil er bei Marathon und Platäa glorreich mitgefochten und den frischen Dichterlorbeer mit seinem eigenen Blute bespritzt. Solchen trefflichen, aber einseitig, oft leidenschaftlich urtheilenden Männern war, wenn sie sich auch dann und wann durch die überwältigende Schönheit und die erschütternde Wirkung einzelner Dramen hinreissen liessen, des Euripides Tragödien innerlich wie äusserlich eine schwere Verirrung vom rechten Wege, die sie durch bittere Missbilligung und Zurücksetzung straften. Ihnen musste der grosse Tragiker büssen, dass er, wie jeder ächte Dichter, ein Sohn seiner Zeit war, und dass diese Zeit sich eben seit 50 Jahren traurig geändert hatte; dass das alte, genügsame, von wenig Leidenschaften bewegte Leben ihrer Jugend, das durch Gesetz und Allmacht einer unbewussten Sittlichkeit im Staat gebunden war, unaufhaltsam in sich zusammenbrach, und dass der gährende Entwicklungsprocess einer zum Neuen drängenden, sie fremd und unheimlich anmuthenden Zeit, wie die des Peloponnesischen Krieges, sich auch in der Tragödie Bahn brach und die strenge Erhabenheit, die schöne Ruhe und plastische Geschlossenheit nicht fürder aufkommen liess, die der schlichte, eng nationale Inhalt der Zeit des Perserkrieges bei Aeschylos, bei Sophocles begünstigt hatte.

Was war das jetzt — so mochten die Greise klagen, — was war das für eine Zeit, in der man lebte! Furchtbar, fürwahr, und fast nicht zu tragen! — Die Grundfesten des alten Staates, Glauben und Sittlichkeit, erschüttert, und aufopfernde Vaterlandsliebe fast ein Märchen geworden, über das die kluge Jugend die Achsel zuckte! — Die Bande der Pietät gelockert, und der Eid, der heilige, furchtbare Eid ohne Geltung. Kein Lebensverhältniss fast, das nicht unter der Losgebundenheit von Gesetz und Ordnung schwer gelitten! Frevel und Missethat die tägliche Erfahrung. Furcht vor den Göttern war keine Schranke mehr; denn wer glaubte noch an die seligen Götter des Olymps, seit die Philosophen an den

---

*) Abhandlung in den Berichten der Königl. Sächs. Ges. d. Wissenschaft. 1855.

**) cf. Klein, Gesch. des Dramas der Griechen und Römer. I., S. 181.

***) Xanth. „Und trat denn Niemand kämpfend auf für Aeschylos?
Aeak. Klein ist die Zahl der Guten, wie da drüben auch . . . ." (auf die Zuschauerreihen zeigend).

alt-ehrwürdigen Mythen zu deuten begonnen, und Bekrittelung des einst unnahbar Heiligen für Weisheit galt. Nichts war sicher vor dem pietätslosen Zweifel, vor der argwöhnischen Untersuchung verwegenen Unglaubens, seit die Sophisten ihr ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων zum Gesetz der Erkenntniss gemacht, unbärtige Jünglinge selbst die Weltordnung zu hofmeistern wagten, und verwegenes Raisonnement dem gesammten Glauben des Volkes den Boden entzog. Fürwahr, es ging zu Ende mit Athen! Zersetzung und Fäulniss hatte den Staat an hundert Stellen ergriffen; schon krankte er bis ins innerste Mark hinein, und kein Arzt zu finden, der dem Verderben zu steuern gewusst!" —

Und alle diese Symptome einer furchtbaren Auflösung, offenbarten sie sich nicht klar in jeder Tragödie des Euripides? hallten nicht aus dem Munde seiner tragischen Personen die Lehren des Tages, die Grundsätze der „neuen Leute," die die Schranken des Ueberlieferten durchbrechend, über die alte Weise des Volksgeistes frech hinausgingen, hallten sie nicht sonder Scheu an den hohen Festtagen des Dionysos vom Proskenion herab den nur allzu empfänglichen Bürgern in das bereite Ohr? fand nicht die ganze gährende Zeit in seinen Stücken einen getreuen, furchtbar getreuen Spiegel? Grund genug, ihn als Mitschuldigen, ja als Haupturheber alles Verderbens zu verdammen, ihn mit Hass und Hohn und unermüdlicher Verdächtigung vor dem Volke zu verfolgen, ihn lächerlich und verächtlich hinzustellen, damit sein Einfluss gemindert, der Wirkung seiner grossen Dichtungen die Spitze abgebrochen, er selbst wo möglich aus der Stadt verdrängt werde! —

Wohl erhoben sich schon damals Stimmen, die mit weniger Parteileidenschaft und mehr Gerechtigkeit daran erinnerten, dass für jeden Ausspruch seiner tragischen Personen, in dem die Doktrinen der Neuzeit wiederklängen, leicht ein anderer aus seinen Werken beigebracht werden könnte, der der Tugend und Sittenstrenge der Altvordern huldige, und dass, da des Dichters Leben das reinste, makelloseste sei, unzweifelhaft nur diese für seine eigene Ueberzeugung zu halten seien, während jene durch schärfere Charakteristik und prägnantere Darstellung eines reichen Details im gesellschaftlichen Leben, wie die neuere Tragödie Athens solches verlangte, nothwendig hervorgerufen würden. Man machte etwa geltend, dass er an hervorragender Stelle mit tiefem Ernst als Prinzip aller Tugend und aller Glückseligkeit das Maass hinstelle und die αἰδώς als jene Macht im Menschen erkenne, die ihn vor Sünde und Frevel bewahre; dass er edlen Umgang und Achtung bürgerlicher Gleichheit empfehle und politische Parteinahme für schlechte Bürger verabscheue; dass er auf rechtschaffenen Vermögenserwerb dringe und Missbrauch bevorzugter Stellung zu eignem Vortheil für unwürdig erkläre; dass er Entschiedenheit des Charakters, aufopfernde Vaterlandsliebe von jedem Bürger fordere und Heilighaltung der Ehe für das Fundament erkläre, auf dem alle Gesittung des Lebens, ja die Kraft des Staates beruhe. Ingleichem — das konnte keinem Zweifel unterliegen — bekämpfte er in zahlreichen Stellen das verderbliche Treiben der Sophisten, die mit ihrer spitzfindig grübelnden Weisheit sich der ehrwürdigen vaterländischen Ueberlieferung entgegenstellten; sprach er wiederholentlich aus, dass er dem, was die schlichte Menge glaube, willig sich anschliesse, und erklärte frei, dass Sinnen und Dichten wider Gebrauch und Gesetz zu missbilligen, zu verwerfen sei.*) Und alles das sollte dem Dichter nicht zu Gute gerechnet werden, sollte bei seiner Beurtheilung gar nicht in Betracht kommen?

Freilich wohl! Aber jene gelegentlichen Offenbarungen der Marktweisheit, jene einschmeichelnden Lehren, jene schimmernden Grundsätze der neuen Generation, mit denen er die schlechteren Charaktere unter seinen tragischen Personen ausgestattet, zum Spiegel der

---

*) cf. Nägelsbach: Die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens. VIII.

Zeit, zur Lehre des Volkes — sie blieben den Altgläubigen nichts destoweniger verdammenswerth, gleichviel ob der Dichter dergleichen Ansichten theilte oder nicht. Sie hielten dafür und verlangten, dass solches dem Volke überhaupt nicht vorgeführt werden solle, am wenigsten in der Tragödie, der — in ihren Augen wenigstens — noch immer eine religiöse Weihe anhaftete, und weil Euripides gegen diese Forderung in jedem Stücke verstiess, so machte man ihn für den Verfall des Staates wie der Dichtkunst verantwortlich, traf ihn heftigste Verdammung, unermüdlichste Verfolgung. Dass diese Forderung, die auch Aristophanes, als ihr Vorfechter und Wortführer, dem Aeschylos*) in den Mund legt: „ἀποκρύπτειν χρὴ τό πονηρὸν τόν γε ποιητὴν καὶ μὴ παράγειν μηδὲ διδάσκειν κ. τ. λ.“ weder ästhetisch gerecht, noch auch überhaupt möglich war, ist von berufenen Richtern — für uns wenigstens — entscheidend dargethan. Bedürfte es noch eines Beweises, dass der Dramatiker, der zu Nutz und Lehre seiner Bürger dichtet, — „τοῖς ἡβῶσιν διδάσκαλος“ — sein gewaltiges „de te narratur!“ den Hörern nicht wohl eindringlich machen könne, ohne auch das πονηρόν seiner Zeit im dramatischen Spiegel zu reflectiren, so liefert diesen eben Aristophanes selbst im vollsten Maasse. Während er mit leidenschaftlichem Konservatismus den zerstörenden Richtungen seiner Zeit entgegenzutreten meint, offenbart er sich mit einer Naivetät, die fast das Komischte an seinen Komödien ist, grade selbst als einen ächten und rechten Sohn dieser Zeit, als einen vollwichtigen Repräsentanten aller jener Schwächen und Gebrechen und Ausartungen, die er an den „neuen Leuten“ so bitter tadelt. „Der Muthwille seiner Komödie kennt“ — wie Nägelsbach vortrefflich bemerkt — Ehrfurcht und Pietät, Schaam und Zucht so wenig, als die von ihr gezüchtigte Welt. Um deren Tollheit, in deren Gebiet sie sich bewegt, ganz toll zu machen, schont sie das Heilige, dessen gutes Recht sie verfechten will, gerade am wenigsten Sie wird nicht müde, die alte Zucht und Sitte, namentlich die Sorge für die Keuschheit der Jugend zu preisen, und geht doch in ihren Darstellungen „des Thiers im Menschen“ bis zur keckesten, frivolsten Schaamlosigkeit.“ Am allergrausamsten aber verfährt sie mit den Göttern. Was die Mythe von den Lastern und Verbrechen derselben sagt, wird zu komischen Zwecken höchst geistreich zwar, aber auch vollkommen schonungslos benutzt, und des komischen Kontrastes willen noch alles mögliche Lächerliche hinzu gedichtet. Den Gipfel erreicht diese Verhöhnung der alten Landesgottheiten in der Benutzung der Figur des Dionysos in den Fröschen! Der Gott hochheiliger Feier wird an seinem eigenen Feste, zu seinen eigenen Ehren als ein Ausbund von Gemeinheit, Liederlichkeit und Treulosigkeit hingestellt, ein wahres Conterfei des sittenlosen, durch nichtswürdige Sophistik in Grund und Boden verderbten Jugend Athens, und doch gilt er immer als Gott und fungirt als vorderster Techniker richterlich im Wettkampf zwischen Aeschylos und Euripides! Ja, vor und von einem solchen Gerichtshofe ward unser grosser Dichter angeklagt, verhöhnt, verdammt; der Konservatismus, dem selbst in der Abirrung und Thorheit, die er karrikirte, so wohl war; die Altgläubigkeit, die selber in cynischer Verspottung der Götter und ihres Mythus das Aeusserste wagte; der Biedersinn, der die Zuchtlosigkeit des schmutzigsten Ausdruckes für ein Herstellungsmittel der alten Zucht ausgeben wollte, eine Aristokratie, die die ochlokratische Zügellosigkeit, wider die sie eiferte, selbst vollständig angenommen hatte — sie sassen zu Gericht über den grossen Tragiker, den ernst nach Wahrheit ringenden Denker, den makellosen Bürger; und dem Tribunal des Aristophanes schien nur die Todesstrafe**) eine seinen Vergehungen voll entsprechende Strafe zu sein! Fürwahr, toller konnte die Wahrheit nicht verzerrt, die

---

*) Ran. 1053.
**) Ran. 1008. etc.

Welt und ihre Ordnung nicht entschiedener auf den Kopf gestellt werden, als hier geschah, und wir begreifen, dass es selbst einen so gelassenen, in sich gefesteten Charakter, wie Euripides war, endlich nicht länger in einer Stadt litt, die aus einem ruhmvollen Sitz der Musen sich von Tage zu Tage mehr in ein wildtobendes Pandämonium verwandelte, das den gräulichen Selbstvernichtungsprocess mit sardonischem Gelächter bejubelte.

Er verliess nach langem Zögern — ein ermüdeter Greis — Athen, um fern im Norden seine letzten Lebensjahre wenigstens in Frieden zu verleben! — Das Gelächter der charakterlosen Menge aber erfuhr bald darauf eine jähe Unterbrechung durch die unheimliche Schreckensbotschaft von den Arginusen; schlug dann grässlich um in ein Mordgeheul nach dem Blute der unglücklichen, siegreichen Feldherren; verstummte wenige Monate später völlig unter dem Waffengetöse der verhassten Feinde, die nach der verhängnissvollen Schlacht bei Aigospotamoi die Stadt Athen mit eherner Mauer umzogen. Ein trauervolles Jahr! Es raubte den Athenern die Freiheit, die sie nicht mehr zu gebrauchen, und ihren grossen Dichter, den sie nicht mehr zu würdigen wussten. — Euripides starb im Jahre 405. —

Die letzte Tragödie, die er seiner Vaterstadt vorgeführt hatte — es geschah um Olymp. XCII. 4. — war Orestes gewesen; bald, wir wissen nicht, wie bald nachher, verliess er Athen, um es nie wieder zu schauen. Wie schwer dem Greise die Trennung geworden sei, mag der leicht ermessen, der sich jener herrlichen Stellen in seinen Tragödien erinnert, wo der Dichter mit edler Vaterlandsliebe und innigster Naturempfindung die Schönheit Attikas preist und einmal hinzu fügt:

„Ja sanft und mild ist unsere Luft; der Frost
Des Winters nie zu streng, noch drückend Phöbus Strahl;
Und ohne Reiz für uns der herrlichste Genuss,
Den Asiens Gefild und Hellas Reichthum beut.“

Lange noch mag der ernste Blick des Scheidenden auf den fernhin schimmernden Prachtbauten der Akropolis, auf all den Tempeln und Häusern der Vaterstadt, auf dem Theater vor Allem geruht haben, dem er die Kraft seiner Jünglings- und Mannesjahre geweiht, von dem er nun auf immer Abschied nahm. Denn hier war jetzt seine Wirksamkeit, bald vielleicht auch sein Leben am Ende, und er ging, der Heimath abgewendet, um in fremdem Lande ein Grab zu suchen. Darum ruht, für uns wenigstens, auf der letzten Gabe, die der scheidende Dichter seinem Vaterlande gespendet, ein wunderbarer Glanz, ein hehrer Schimmer, ähnlich jener milden Glorie, mit der die zum Untergang geneigte Sonne eines schönen Herbsttages die absterbende Flur übergiesst, unser Herz mit Wonne und Wehmuth gleicherweise erfüllend.

Anders freilich wirkt das Stück auf den Verfasser der schon erwähnten neuesten „Geschichte des griechischen Dramas,“ eines geistvollen und höchst anregenden, aber auch durch Wunderlichkeiten vielfach ausgezeichneten Buches*). In seiner einseitigen Verehrung vor Aeschylus' Dichtergrösse lässt Klein kaum irgend ein Stück eines anderen Tragikers vollaus gelten; ihm erfüllt unter den drei grossen Dichtern überhaupt nur jener allein die Aufgabe, die Widersprüche in der sittlichen Welt, in Menschenleben und Menschengeschichte, die scheinbaren Widersprüche zwischen Menschengeschick und göttlicher Gerechtigkeit, durch ein kunstgemäss entfaltetes Idealbild des Lebens in einer höchsten Idee göttlicher Weltführung, Vernunft und Gerechtigkeit harmonisch aufzulösen. Die Sophocleische Tragödie krankt in seinen Augen schon daran, dass sie jene Aufgabe wohl zu lösen versuche, doch nur durch

*) Geschichte des Dramas von J. L. Klein. I. Griechische Tragödie. Leipzig b. T. O. Weigel.

den Abschluss frommer Resignation und Unterwerfung unter Götter-, Schicksals- und Orakelspruch, begriffen oder nicht; im Einklang mit der menschlichen Vernunft oder nicht; — während die Tragödie des Euripides sich, seiner Ansicht nach, vollends nur um subjectiv-pathologische Schulprobleme, Reflexions-Scrupel des Dichters selbst, trübe Gemüthszweifel und eine skeptisch-grübelnde Casuistik bewegt, zwischen Vorsehung und Menschenloos sich unruhig und grämlich hin- und herwirft und mit einzelnen Moralsprüchen die Risse in dem Plan der Schöpfung nothdürftig ausflickt. — Die Einseitigkeit dieses Urtheils leuchtet dem Kenner ohne Weiteres ein; wir unsererseits gedachten lächelnd daran, wie so anders sich das Bild des Euripides vor den Augen Valckenaers, vor dem Geiste Welckers, Hermanns, Bernhardys und aller der anderen grossen Wissenden im Bereich des griechischen Dramas gestaltet, und tröstlich klang uns noch des Letzteren schönes Wort im Ohre nach: „Des Euripides Dramen sind Actenstücke der reinsten, wenn auch nicht klarsten religiösen Stimmung. Das Endliche mit den ewigen Principien zu versöhnen und durch reine Vernunftgründe beide zu vermitteln, ist seine stete Tendenz. Darin liegt des Dichters Erhabenheit und tragische Gewalt.“

Für Kleins Originalgenie giebt es freilich keinerlei Autorität. Nie wohl ist in so unerhörter Weise gegen dissentirende Gelehrte polemisirt worden, wie hier gegen die Heroen der Wissenschaft; und der Leser, der sich an dem vielen Schönen und Trefflichen, welches das Buch enthält, so recht erwärmen möchte, wird jeden Augenblick durch eine Sturzfluth von ausgesuchtem Hohn und cynisch-burlesken Witzen abgeschreckt, die über die Häupter der Meister im Gebiete klassischer Alterthumswissenschaft unterschiedslos ausgeschüttet wird. Selbst eine Aristophanische Natur, adoptirt Klein den Konservatismus des athenischen Komikers fast nach allen seinen Beziehungen hin und giebt uns, zu unsrer Verwunderung, die heftigen Anklagen desselben gegen Euripides und seine Tragödien mit womöglich gesteigertem Ingrimme noch einmal zu hören. Ihn in Betreff auch nur der Haupt-Stücke zu widerlegen, würde ein Werk von dem Umfange der „Geschichte des Drama's“ selbst erfordern; — nicht einmal die Zurückweisung der gegen den „Orestes“ geschleuderten Spottworte dürfte sich auf den engen Raum dieser Blätter zusammendrängen lassen: so mussten wir uns hier daran genügen lassen, in aller Kürze eine möglichst übersichtliche Darlegung der dramatischen Handlung und möglichst klare Entwickelung des Gedankenganges der erwähnten Tragödie zu geben, um auch denjenigen Lesern, die den Euripides nicht selbst kennen, Gelegenheit zu geben, über Werth oder Unwerth des Stückes ein unbefangenes Urtheil zu fällen. Wir sind gewiss, dass dasselbe nicht mit dem Klein'schen in eine Linie fallen, dass man vielmehr schon aus der knappen Skizzirung erkennen werde, wie, trotz einiger dem Stücke anklebender Schwächen, wir im Orestes eine kostbare Reliquie des grossen,so schwer geschädigten Dichters besitzen.

Lebhaft vermögen wir uns an den Ort, in die Zeit der Aufführung zu versetzen. Man schrieb Olymp XCII, 4; ein Jahr glänzendster Erfolge für die athenischen Waffen. Wenig Monate vorher war die spartanische Flotte durch den unter Führung des Alcibiades erfochtenen Sieg bei Kyzikos vernichtet, die Athener wieder Herren zur See geworden; nun fielen auch Chalkedon und Byzantion wieder in ihre Hände, und die Städte am Hellespont unterwarfen sich eine nach der anderen. Die entmuthigten Spartaner schickten eine Gesandtschaft, den Frieden anzubieten: die Glücksgöttin zeigte den Athenern ein lächelndes Antlitz.

So nahen den frohgestimmten Bürgern die ersehnten Festtage der grossen Dionysien. Der holde Monat Elaphebolion hat die letzten Spuren des Winters vertilgt und über Land und Meer unaussprechliche Schönheit ausgegossen. Der heilige Oelbaum in der Halle der Pandrosos, die geweihten Stämme in der Akademie haben sich längst mit üppigem Grün

bekleidet, und die ehrwürdigen Bäume im Kephissosthale prangen im reichsten Schmuck ihres blaugrünen Laubes. In den Feigengärten singen die Drosseln mit tiefem, vollem Laut, und die Phytaliden verkünden die kommende gesegnete Erndte. Myrthe und Oleander, Geissblatt und Arbutus erschliessen fröhlich ihre junge Blüthe, und die Weinberge füllen die Lüfte mit süssestem Duft. Dionysos Ἐλευθερεύς hat für seine hochheilige Feier die Gemüther auch von der letzten Sorge befreiet: mit ungetrübter Wonne ergiebt man sich bacchischer Festlust.

Schon ist in der Frühe des Tages das altehrwürdige Eleutherische Bild des Gottes aus dem Lenaeon in feierlichster Procession nach dem Tempel an der Akademie geleitet; bald erklingen auf den freien Plätzen der Stadt kyklische Knabenchöre in holden Weisen, und durch die von Fremden und Einheimischen überfüllten Strassen zieht in wunderbar prächtigem Aufzuge der κῶμος dahin, weihevoll anstimmend Pindars herrlichen Dithyrambos, der die Olympier selbst auffordert, sich mit Veilchengewinden zu kränzen, zu empfangen die Spenden des Frühlings und zu feiern mit dem jubelnden Chor den epheubekränzten Gott des Tages! Wallendes Leben, überströmende Festlust! Wer nennt alle ihre Einzelnheiten? — Endlich eilt man, den festlichen Kranz im Haar, ins Theater, dem Höhepunkt der Dionysos-Feier zu. Eine ungeheure Menschenwoge fluthet auf allen Wegen heran, strömt durch zahllose Eingänge, füllt wimmelnd die Diazomata, vertheilt sich in den Kerkiden, findet auf 30,000 Hedolien Platz zum Sitzen, Raum zum Schauen, und jeder Ton, der aus der Orchestra, jedes Wort, das von dem Proskenion erklingt, trifft laut und verständlich das Ohr des Hörenden. — Und allgemach sänftigt sich das dumpfe Brausen der Menge, Erwartung lagert sich über den Tausenden: jetzt tönt das „σῖγα σῖγα σιγᾶτε,“ und feierliches Schweigen allüberall, — die Aufführung beginnt.

Wie der Vorhang fällt, enthüllt sich dem Auge des Zuschauers der Vorplatz vor dem Palast des Agamemnon, den die Skene in einem zweistöckigen Gebäude mit weitvorspringenden Seitenflügeln nachbildet. Ein Zinnenkranz umgiebt das flache Dach, in dessen Mitte eine thurmartige Erhebung Gelegenheit zu weiterer Ausschau bietet. Nahe der königlichen Thür auf einem Ruhebette liegt Orestes in Decken eingehüllt, kaum in Schlaf gesunken nach einem der furchtbaren Wuthanfälle, denen er seit dem Tage, da er der gemordeten Mutter Leib bestattete, durch der Strafgottheiten Schickung unterworfen ist. Ihn litt es nicht im Hause, wo das Furchtbare geschehen; unter freiem Himmel rang er mit den Dämonen, die die grause und doch vom Loxias ihm auferlegte That an ihm zu rächen, wieder und wieder nahn, und hier sank er, da die Schrecklichen von dem Erschöpften endlich abliessen, kraftlos auf das Lager nieder, zu kurzem Vergessen seiner schauerlichen Lage die Augen schliessend.

Am Fussende des Ruhebettes sitzt, in ihren Stuhl gelehnt, die Augen traurig auf den daliegenden Bruder gerichtet, die treue Mitdulderin, die liebevolle Pflegerin, Agamemnons hochgesinntes Kind, Electra. Seit jener Stunde, da sich des Bruders Geist unter grauenvollen Gebilden verwirrte, wich sie nicht von seiner Seite, aus seinen Qualen, seiner Schwachheit übermenschliche Kraft gewinnend zu unermüdeter Pflege, und noch jetzt ist das schlafentwöhnte Auge wachsam auf den Geliebten gerichtet, dem leidvergessenden Schlummer jede Störung fern zu halten. — Aber Alles ist still umher, und ruhig haucht der Athem des theuren Bruders: da leidet es sie nicht länger auf ihrem Sitz; mit der Ruhe umher wächst ihre eigene Unruhe. Lautlos erhebt sie sich, schreitet über das Proskenion hin, eine hohe edle Jungfrauengestalt in schwarzer, nachschleppender Syrma und dunkelgelbem Ueberwurf,

das gramgebeugte Haupt von schwarzen Schleiern umzogen, unter denen das dunkle Haupthaar hervor und auf die Schulter hinabwallt. Nun steht sie da auf dem Logeion, dem fernsten Punkt der Bühne, wo keiner ihrer Klagerufe den Schlaf des Bruders stört, schmerzvoll in sich gekehrt, und in erschütternder Wehklage macht sich die lastende Gemüthsbedrängniss die ächzende Qual ihrer Seele Luft:

„Es ist wohl nichts Furchtbares — ich bekenn' es frei —
Kein Leiden und kein gottverhängtes Ungemach,
Dess' Last nicht drückte das Geschlecht der Sterblichen!

Aber wo lebt ein Geschlecht, dessen Elend reicht an das des einst gepriesenen Tantalidenhauses!

Unübersehbar, grauenhaft rollen sie heran vor ihren Augen, die düstern Wogen der Familiensünden, der unsagbaren Gräuel, und schwellen ihr bis an die Seele. Ein weites, wüstes Meer von Blut und gottverhasstem Frevel ringsum; nur sie allein und Orestes, der theure Bruder, hielten rein die Seele. Da stürzt auch sie des Loxias Befehl in diesen Pfuhl von Elend tief hinein. Die Mutter, die den edlen Gatten, da er von Troja siegreich heimgekehrt, so tückisch, meuchlerisch erschlug, sie sollte Orestes rächend wiedermorden, dass des Vaters Blut nicht ungesühnt bleibe. So schwer, so bitter die Pflicht, der fromme Sohn erfüllte sie: die ehebrecherische Mutter fiel von seiner Hand, und sie, Electra, half zu diesem Thun, auch Pylades der treugesinnte Freund. Seitdem siecht, von wilder Krankheit ergriffen, Orestes rettungslos dahin. Sechs Tage sind verflossen, seit er der Mutter Grabhügel erhöht und den Erinnerungen zum Raube ward. Seitdem — o Qual furchtbarer Erinnerungen! liegt er da, ohne Speise, ohne Trank, einem Todten gleich; nur wenn der Krankheit Wuth ihn fasst, springt er empor, ein Rasender, und ringet wild mit den unsichtbaren, mächtigen Verfolgerinnen; um endlich wieder todesmatt auf's Lager zu sinken.

So lebt er hin und sie mit ihm; doch o! wie lange noch? — Die Vaterstadt hat, verachtend Loxia's Gebot und alles, was sie dem todten Fürsten schuldete, vergessend, Agamemnons Kinder geächtet, und heut noch wird der herbe Spruch gefällt, der festsetzt, welches Tod's sie sterben sollen.

Nur ein schwaches Licht winkt noch in dieser Jammernacht. Ein gütiger Wind hat Menelaos, des todten Vaters Bruder, ihn, um dessen Missgeschick zu rächen, Agamemnon einst übers Meer fuhr mit den tausend Schiffen der Griechen, heute in Nauplias Hafen getrieben, und schon ist er gelandet, hat Helena, die wiedererworbene treulose Gattin, die Ursache alles des Elends hier und in ganz Griechenland, vorausgesandt in dieses Haus bei Nacht, der Argiver Rache fürchtend; und bald naht er selbt, um — wie könnt es anders sein! — dem Hause seines gemordeten Bruders Frieden und Sicherheit zu bringen, all' dem Jammer und Elend ein ersehntes Ende zu bereiten. Könnt er, — von allen anderen Gründen zu schweigen — da er Hermionen, die junge Tochter, die er in den Krieg ziehend, diesem Hause anempfahl, heut wohlerhalten aus ihren Händen zurückempfängt, — könnt er es dulden, dass sie, dass Orestes einem grausamen Tode verfiele? Nimmermehr! — Er wird kommen und Alles wird gut werden! —

So steht sie da, sorgenvoll durch die Parodos hinausspähend in die Weite, von wo der Retter nahen soll, als durch die königliche Thür, ein unerwünschter Anblick, Helena das Proskenion betritt.

Sie hat sich drinnen im Palast der Freude des Wiedersehens mit Hermionen ersättigt; jetzt kommt sie, hervor der jammerbelasteten Jungfrau in kränkender Rede ob ihrer, ob des Bruders That bittere Vorwürfe zuzuschleudern.

Welch' eine Scene! Welch' ein Gegensatz der Gestalten, der Charaktere, der Rede! Hier, in Trauergewänder gehüllt, die hohe, keusche, leidberührte Jungfrau, einsam, verlassen in einer Sturmfluth von Seelenangst und rathloser Bedrängniss, das Haupt senkend unter der Wucht tragischen Geschickes, am Rande des Verderbens und doch — mit keinem Gedanken auf eigenes Wohl, auf eigene Erhaltung denkend, nein selbstlos, nur des theuren Bruders Rettung aus Krankheitsnoth, aus Todesgefahr in hoher Seele wägend, — dort die gleissende Buhlerin, der Menschheit zum Verderben mit herzbethörender Schönheit geschmückt, im hochgegürteten Purpur-Schleppkleide und schneeig-weissem Ueberwurf, Goldspangen an Arm und Gewand, von Wohlgerüchen duftend, mit denen phrygische Sklaven ihr das schöngeordnete Haar kunstreich benetzt — so schreitet sie strahlend einher, die Allverderberin, vom allgemeinen Jammer unberührt, ein Bild des siegenden, erfolggekrönten Lasters. —

Und von ihr Vorwürfe, von ihr Tadel hinzunehmen, ihren Anblick, so verletzend, so unerträglich dem Thränenwunden Auge, dulden zu müssen, — welche Qual für Electras tiefaufwogendes Herz! Und doch — um des Bruders Willen sie bezwingt den Groll, der in ihrer Seele aufsteigt, sie antwortet sanft, „sie zürnt ihr nicht um Orestes Leid; möge sie beglückt sein, wie auch ihr Gemahl; es sei genug, dass auf ihm, den Geschwistern, das Schicksal mit furchtbarer Schwere liege, sie zur Verzweiflung bringe!

Helena hat dafür keinen Sinn, kaum dass sie das verzweiflungs-düstere Wort Electras achtet; längst ist sie wieder mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Die Sitte fordert von ihr Weihlocken und Todtenopfer für den Hügel der todten Schwester, und sie eilt, sich gegen den Zorn des blutigen Schattens durch Leistung dieser Pflicht zu schützen. So hat sie sich vorsichtig die äussersten Spitzen ihres schönen Haars abgeschnitten und möchte nun Electra zum Grabe hinabschicken, die sparsame Gabe darzubringen; den Zornausbruch der Argiver scheuend, über deren Söhne und Angehörige sie Tod und Verderben gebracht. Electra entzieht sich ernst dieser Zumuthung; auch wenn sie nicht an Orestes Leidenslager gefesselt wäre, vermöchte sie der Mutter Grab nicht anzuschauen und räth Hermionen zu schicken, die — ein zartsinniges Wort in ihem Munde — der schlummernden Erzieherin wohl solchen Dank schulde.

Helena, froh des Auskunftsmittels, das sie selbst in doppelter Hinsicht sicher stellt, geht eifrig hierauf ein, und bald erscheint auf ihren Ruf Hermione, eine zarte Jungfrau in erster Jugenblüthe, in weissem Gewande, das blonde Haar in der Mitte gescheitelt und rund um dem Kopf anliegend, der Mutter Auftrag zu empfangen. Helena geleitet sie unter eifriger Belehrung zur Seitenthür hinaus; Elektra bleibt auf der Bühne allein zurück.

Schweigend starrt sie der Abgehenden nach, und Empfindungen von unsäglicher Bitterkeit schwellen ihre Seele bis zum Fluch. Da schreitet sie hin, kaltherzig, eigensüchtig, die schuldbefleckte Verderberin auch dieses Hauses, und das Glück bleibt ihr getreu: wohlbehalten geniesst sie üppigster Behaglichkeit, erfreut sich des Gatten, der Tochter, und bleibt schön, wie sie gewesen.

„Dass Dich die Götter hassten, Du, die mich verdarb
Und diesen (Orestes) und ganz Hellas!“

Mit dem schneidenden Wehruf: Ich Unglückliche!“ schlägt sie die Hände vor das Gesicht und versinkt in tiefen hoffnungslosen Gram.

Eine Pause von erschütternder Tragik! Der Prolog ist geschlossen, die Exposition des ganzen Stückes aufs Natürlichste und Anregendste gegeben; die Sympathie der Zuschauer lebhaft auf das Kommende gespannt.

Das Nahen des Chors schreckt die sinnende Electra endlich auf; Flötenton erklingt aus der Ferne, Electra horcht. „Die geliebten Jungfrauen! Sie kommen mitzuklagen in meinem Schmerz. Dass sie mir nur nicht den Schlummernden erwecken, ihm neuen Wuthanfall — mir heissen Seelenschmerz erregen!

Sie eilt ihnen entgegen: „Leise, leise, Geliebte; werth ist mir eure Treue; doch den zu wecken wär mir Herzeleid!“ — Die Jungfrauen dämpfen sofort das Geräusch ihrer Tritte, ermahnen sich gegenseitig zur grösseren Stille:

„Stille, stille, setzet die zarte Sohl
Hier nieder! Erhebt kein Geräusch!“

So schweben sie auf das Proskenion und nähern sich neugierig-theilnehmend dem Schmerzenslager des Orestes. Electra, ängstlich, bittet sie zurückzuweichen; sie sind willig; aber schon ihre Antwort: *ἰδού, πείθομαι*“ hallt zu laut in der Besorgten Ohr; sie bittet, nur flüsternd zu sprechen, „zu lispeln, wie das windbewegte Rohr.“

Der Chor antwortet flüsternd, und nun fordert, während die Choreutinnen auf dem Proskenion bleiben, Electra die Chorführerin zu sich auf das Logeion, sie um den Grund ihres Kommens zu befragen.

Die Sorge um Orestes hat sie hergetrieben: „Wie ist ihm? O sage Du Geliebste!“

„Noch zwar athmet er;“ erwiedert Electra gramvoll, „doch leis auf stöhnt er.“

D e r C h o r, von innigem Mitgefühl bezwungen, vergisst sich und sammelt sich um den Schläfer, über sein Lager gebeugt: „*τί φῄς; ὦ τάλας.*“ Erschreckt eilt Electra hinzu. „Du tödtest ihn, wenn Du sein Augenlied rührst, nun er des Schlafes süsseste Wonne geniesst!“

Der Chor zieht sich etwas zurück und hebt, Orestes von feindseligen Göttern gelenktes Geschick beklagend, wehmüthigen Gesang an, in den Electra einstimmt, die leidvolle Bewegung der Seele zu bittren Vorwürfen wider Loxias ungerechten Spruch steigernd: — eine kurze kommatische Wehklage von tief rührender Kraft.

Orestes hat auf seinem Lager eine Bewegung gemacht; es ist, als ob von Electras schmerzlich-anklagenden Worten:

„*ἀπώφονον — ἐδίκασε
φόνον ὁ Λοξίας ἐμᾶς ματέρος*“

zwar nicht der gedämpfte Laut, wohl aber der Inhalt, das reuvoll schauernde Gedenken an die grause That, mit geheimnissvoller Macht seinen Schlaf durchbrochen habe und seine Seele aus dem Schlummer aufgeweckt, der „so lind des Grams verworren Gespinnst entwirrt, — ein Bad der wunden Müh, Heilbalsam kranker Seelen“ *).

Der Chor hat die Bewegung des Schlafenden bemerkt, und die zunächststehenden Jungfrauen treten theilnehmend neugierig an sein Lager. „O sieh! in den Gewanden reget er den Leib!“

*) Shakespeare Mach. II, i.

Electra verscheucht sie herbeieilend mit angstvollem Zuruf; (ein jambischer Trimeter mit einem Dochmius — von wundervoll seelenmalender Kraft!) er werde laut schreiend aus dem Schlaf aufstarren, wenn nur ihr Hauch sein Augenlied rühre! Die Mädchen sind betroffen; sie haben gemeint, er rege sich nur im Schlaf; aber Electra, noch immer in Sorge, heisst sie lieber ganz vom Hause zurücktreten, dass auch kein Laut den Kranken störe. Der Chor gehorcht und weicht auf den vordersten Theil der Bühne zurück; die Chorführerin aber, die noch den Athemzügen Orests lauscht, beruhigt beide:

„ὑπνώσσει er schläft ja!"

„O möchter's!" seufzt Electra und versinkt, den starren Blick auf das bleiche Antlitz des unglücklichen Bruders gerichtet, in gramvollen Hinbrütens.

Mittrauernd betrachtet sie der Chor und erhebt dann, im ersten Stasimon, flehendes Gebet zu der Urmutter Nacht, die da in tiefem unterirdischem Dunkel wohnend, allnächtlich den sanften, mildgesinnten Sohn, der vielduldenden Menschheit Freund, den sorgenlösenden Schlaf heraufführt, dass sie ihn bringe, dass sie ihn sende zum jammerbelasteten Agamemnonshause.

„πότνια, πότνια νὺξ
ὑπνοδότειρα τῶν πολυπόνων βροτῶν
Ἐρεβόθεν ἴθι κ. τ. λ."

So tönt, inbrünstig flehend, in mildwogender dochmischer Bewegung ihr Gesang zum Ton der Flöte, und in schmerzlicher Wonne lässt Electra die holde Weise, den frommen Ausdruck mitduldender Treue zu ihrem Ohre schlüpfen. Doch überwiegt die ängstliche Sorge um den Schlummer des kranken Bruders, und still das Lager desselben verlassend, schreitet sie vor zu den geliebten Gespielen, den weiteren Gesang derselben mit mildem Worte hemmend. Die Jungfrauen lassen ab, und wie sie sich nun um die Dulderin schaaren, beginnt in gedämpftem Ton ängstliche Wechselrede ob des Kranken drohendem Geschick. Electra ist auf seinen, auf den eigenen Tod gefasst. Starr blickt sie dem Verderben entgegen, das unausweisbar ist, seit Phoibos Spruch den Sohn der Mutter Blut vergiessen hiess, „gerecht zwar, doch schön nicht, o! schön nicht!" — — Und nun, als habe dies qualvoll reuige Bekenntniss ihr Muth gemacht, den blutigen Schatten der Mutter selbst anzusprechen, erhebt sie in antistrophischem Kommos erschütternde Wehklage zu ihr, um des Hauses Verhängniss, um Klytaemnestras Frevel, um das eigene Elend!

„Du tödtest, Du tödtest mich, o!
Du, die mich einst geboren, Du vertilgtest wild
Vater und Kinder, uns hier, die wir von Deinem Blut;
Ach, wie die Todten schwinden wir, schwinden wir hin!
Du bist im Schattenreich; aber für mich entflieht
Des Lebens gewichtigster Theil in den Seufzern des Grams, in Klagen,
Flieht in den Thränen der Nacht!
Gatten und Kinder entbehrend, schlepp ich unseliges Weib
Freudenlos hin auf ewig Tag jetzt für Tag!"

Orestes ist erwacht! und still die Augen aufschlagend, strömt er das Gefühl sanfter Labung, langentbehrter Erquickung in ergreifender Apostrophe an den Schlaf aus:

ὦ φίλον ὕπνου θέλγητρον, ἐπίκουρον νόσου,
ὡς ἡδύ μοι προσῆλθες ἐν δέοντί γε
ὦ πότνια λήθη τῶν κακῶν, ὡς εἶ σοφή,
καὶ τοῖσι δυστυχοῦσιν εὐκταία θεός.

Da bemerkt er die Schwester, und matt, doch liebevoll der treuen Pflegerin die Rechte entgegenstreckend, fragt er, was ihm geschehn, wie er hierher, vor's Haus gekommen. Electras leidvolle Stimmung ist wie weggehaucht; in liebender Sorge um den theuren Bruder scheint sie Alles zu vergessen, selbst das schauerlich drohende Verhängniss des Tages. Mit einem Freudenruf eilt sie herzu, richtet ihn empor auf seinem Lager, legt sein Haupt an ihre Brust und schlichtet ihm das wilde, glanzlose Haar, dessen vernachlässigtes Aussehn ihr wehmüthige Worte entlockt. Und dann, da Orestes, bald ermattend, wieder niederzuliegen begehrt, im nächsten Augenblick, von quälender Unruhe getrieben, abermals Veränderung wünscht, sogar aufsteht und wandelt, auf ihre Schulter gestützt — wie weiblich zart, wie sorgsam, wie nachgiebig zeigt sich da die starre, männlich-gesinnte Jungfrau, sie, deren gewaltiger Geist das Furchtbarste zu fassen, zu tragen vermochte, deren Hand, nun so mild stützend und pflegend, dem Bruder noch unlängst das Racheschwert aufdrängte zu blutigem Muttermord!

Langsam wandelnd sind die Geschwister, Orestes auf Electras Arm gestützt, bis auf das Logeion gelangt, und jetzt hält die Jungfrau den Augenblick für geeignet, durch Mittheilung über das inzwischen Vorgefallene, die Gedanken des Bruders aus dem schauerlichen Ideenkreise, in denen sie sich bisher bewegt, heraus und auf andere, erfreulichere Gegenstände zu lenken. Kann sie ihm doch Frohes, Hoffnungerweckendes berichten: Menelaos ist heimgekehrt von langer Irrfahrt, und seine Schiffe füllen Nauplias Bucht: darf sich an diesem Ereigniss nicht schon erloschne Hoffnung neu entzünden? — Wunderbar wirkt auf Orestes Gemüth die ungeahnte Neuigkeit; still stehend, fasst er der Schwester Arm mit leidenschaftlicher Gebehrde: *πῶς εἶπας;* ruft er, wie einer, der kaum seinen Ohren trauen mag:

„πῶς εἶπας; ἥκει φῶς ἐμοῖς καὶ σοῖς κακοῖς,
ἀνὴρ ὁμογενὴς καὶ χάριτας ἔχων πατρός;“

Electra wiederholt ihre Angabe und fügt zur Bestätigung derselben hinzu, auch Helena sei da, aus Ilions Mauern von Menelaos mit hierher geführt. — Ein unglückliches Wort; denn es dämpft die kaum gehobene Stimmung des Kranken und wirft ihn in düstre Grübeleien zurück. Zu Vieles, zu Furchtbares — des Vaters, sein eigenes Geschick knüpft sich ja an den Namen Helena, und den Arm der Schwester loslassend, zögernd, in brütender Seelenstimmung erwiedert er dumpf:

„Wär er allein gerettet, wär er glücklicher;
Doch folget ihm die Gattin, folget Fluch ihm nach!“

Zu spät bemerkt Electra die Veränderung, die mit ihm vorgeht; sie hätte sonst wohl schwerlich noch geantwortet:

„Zu Schand und Leid erzeugte wohl sich Tyndaros
Der Töchter Paar, verwünschet vom Hellenenvolk.“

Die Töchter des Tyndaros! — — War es nicht an Helena genug? Muss auch ihr Bild noch heraufbeschworen werden vor seinen wankenden Geist, ihr schreckliches, schreckliches Bild, mit der klaffenden Todeswunde im Busen, die sein Schwerdt, sein eigenes, geschlagen in jener düstren Stunde! Grell tönt die verletzte Saite in seinem schwindelnden Hirn! Noch möchte er sich fassen, sich sammeln, Klarheit des Geistes behaupten; aber schon ringen sich nur noch Worte von seinen Lippen, wie sie die geliebte Schwester von ihm zu hören nie gewohnt war, die schnell sich umnachtenden Sinne verrathend.

Ein furchtbarer Schreck ergreift Electra bei diesen Worten; ein Blick auf das Antlitz des Bruders, die verzerrten Züge, das irrleuchtende Auge sagt ihr Alles. „Weh mir, mein Bruder! Wie Dein Blick verworren wird!“ — Sie eilt auf ihn zu, ihn zu fassen, zu halten; doch schon bricht der Wahnsinn in unbezähmbarer Kraft hervor. Sie sind da, die blutigen

Unholdinnen mit dem flatternden Schlangenhaar, gehetzt von der Mutter racheheischendem Schatten; aus dem Erebos aufsteigend, springen sie an ihm empor, die Wolfsäugigen, Schrecklichen — Phoibos! Phoibos! — ihn zu fassen, zu tödten! — Vergebens ist Electra's Zuruf, nur Wahnbilder seien es, die ihn schreckten, nicht grause Wirklichkeit. Er schaut sie nur zu wohl, die Erebospriesterinnen, er fühlt sich von ihnen gepackt, er ringt mit ihnen — grässlicher Kampf! — und da Electra's liebende Schwesterarme ihn umschlingen, schleudert er sie von sich, auch in ihr der Erinyen eine erkennend. Das überwältigt die schwergeprüfte Dulderin. Sie wankt zurück; fassungslos ringt sie die Hände, und wie gebrochen in die Kniee sinkend, verhüllt sie weinend ihr jammerbeladenes Haupt. „Ich Unglückselige!" so bricht das Uebermass des Wehgefühls verzweifelnd hervor:

„Ich Unglückselige! wessen Hülfe fleh ich an,
Da wir den Zorn verschuldet der Unsterblichen?

Umnachteten Blickes achtet der unglückliche Orestes ihres Schmerzes nicht. Wie könnte er auch? Ist er doch mitten inne im Kampf mit den schrecklichen Gegnerinnen. Sein anfängliches Entsetzen, sein hülfeflehender Schrecken vor den Unholdinnen ist bei gesteigerter Wuth in Zorn, in trotzige Drohung umgeschlagen; er fordert Waffen, sie zu bestehn; verlangt den Bogen, den ihm Loxias verliehn, die Schrecklichen zu verjagen, und da der Chor, von fromm schauernder Scheu erfüllt, ihm die mahnenden Worte zuruft: „Wird auch ein Gott verwundet von des Menschen Hand?" erwiedert er, nur um so wilder drohend: „Wenn er nicht aus den Augen ungesäumt mir geht!" Und dann, da er die Arme wie bogenspannend, zielend ausstreckt, ruft er in höchstem Pathos die Peinigerinnen selbst an:

„Ihr wollt nicht hören? — Seht Ihr nicht des treffenden
Geschosses Flügelpfeile auf Euch abgesandt?
Weh! Weh!
Was soll das Zögern? Schwingt zum Aether Euch empor
Beflügelt! Klagt den Seherspruch des Phoibos an!
Hinweg!" —

Und sie entschwinden. Die schmerzliche Spannung seiner Seele lässt nach, die Wahngebilde zerflattern, das umnebelte Auge wird wieder frei: er kommt zur Besinnung, erkennt, wo er ist, erkennt die Schwester, die verhüllten Hauptes in Thränen zerfliesst und

„Wie ist mir?" seufzt er, „Leb ich noch? Es athmet ja die Brust.
Wohin, wohin verirrt ich von dem Lager mich?
Nach Fluthgewoge schau ich wieder stilles Meer." — —

Und dann, zur Schwester gewendet, in den wunderbaren Accenten leidvoller Zärtlichkeit, erschütternder Wehmuth:

„Schwester, o was weinst Du, ins Gewand Dein Haupt gehüllt?
Ich bin beschämt, dass Du mein Leid mitleiden sollst,
Dass meine Krankheit, Theure, Dich nicht rasten lässt.
O, um des Bruders Unglück härme Dich nicht ab!
Du lobtest das Beginnen zwar, doch ich vergoss
Der Mutter Blut. — Ich zürne nur dem Loxias,
Der, als er zu der grausen Unthat mich gereizt,
Mit Worten zwar mir beistand, doch nicht mit der That.
Und wahrlich! hätt ich meinen Vater, Aug in Aug,
Ob ich die Mutter morden solle, selbst befragt,
Mit heissen Bitten hätt er mir das Kinn gefasst,
Dass ich das Schwert nicht zückte zu der Mutter Mord,

Weil er ja doch drum nicht zurückkehr an das Licht,
Mir aber selbst dann solches Weh bereitet sei! — —
Doch jetzt, o Schwester, schlage Deinen Schleier auf
Und geh und weine nicht, ob tief das Elend auch
Uns beugt. Und wenn Du, Theure, mich muthlos erblickst,
Dann hemme Du den grausen, wildverwirrten Sinn
Und sprich mir Kraft und Trost zu; doch wenn Du dann klagst,
Will ich Dir beistehn, mild Dich zu besänftigen;
Denn solche Wechselhülfe steht Geschwistern wohl."

Wunderbar getröstet, neu gestärkt durch des Bruders liebreiche, tiefempfundne Worte, erhebt sich Electra. Verschwunden alle Schwachheit, alle Muthlosigkeit, wieder sie selbst ist sie, das starke, hochsinnige, opferfreudige Mädchen, mit ihm zu leben, mit ihm zu sterben entschlossen, selbstlos dienend, des Bruders Wohl aller ihrer Handlungen einziger Leitstern. Still gehorsam schreitet sie, da er es wünscht, ins Haus, um nach langer Zeit wieder dem Schlafe, der Ruhe sich hinzugeben, Orestes auf seinem Schmerzenslager zurücklassend.

Erschüttert hat der Chor an der Geschwister Leid und Jammer Theil genommen, und gramvollen Tons erheben sie nun, im zweiten Stasimon, zu den hehren Göttinnen, die für Mord Rache heischend, mit wildem Wahn des Frevlers Sinn umhüllen, flehendes Gebet um Lösung, flehende Bitte auch zum Zeus, des Tantalus-Geschlechtes grossem Ahn, — flehen und klagen in leidvollem Mitgefühl, dass der Menschen Loos nicht sei, des Segens Fülle dauernd zu geniessen;

„Nein, wie des flüchtgen Schiff's Segel, so schleudert hoch
Ein Gott sie und stürzt sie in die Wogen dann,
Die todtbringenden, wilden, graunvollster Noth,
Wie tief ein ins Meer."

So strömt ihr Klagegesang, in regellosen Dochmien, wie aus schmerzdurchwühlter Seele aufschluchzend, in antistrophischer Wechselfolge dahin, an Ohr und Herz erschütterter Hörer schlagend; und noch sind die letzten Töne nicht verhallt, als, wie aus göttlicher Hülfsgewährung schon, der Mann nahet, der einzig Hülfe bringen kann, Menelaos. In fürstlichem Schmuck, die Mitra im blonden, wallenden Gelock*), die purpurfarbene ξύστις mit weitfaltigem κόλπωμα über den bunten Aermel-Chiton geworfen, den Herrscherstab in Händen, so schreitet der Fürst von Sparta, gefolgt von zahlreichen Bewaffneten durch die Parodos auf die Bühne, vom hocherfreuten Chor in jubelnden Anapästen begrüsst:

„Der Tausende Du von Schiffen gelenkt
Nach Asias Strand,
Heil, dem sich das Glück so innig gesellt,
Der mit Göttern vollbracht sein Gelübde!"

Der Fürst, in den langentbehrten Anblick des Agamemnons-Hauses versenkt, achtet des grüssenden Zurufs nicht. Ein aus Freude und tiefer Trauer gemischtes Gefühl füllt seine Seele: Freude über seine Rettung aus schweren Kriegsnöthen und langer, gefahrvoller Meeres-Irrfahrt, Trauer über das verödete Haus des theuren Bruders. Dem Meergott Glaukos dankt er die traurige Kunde von Agamemnons schrecklichem Geschick, ein Fischer an Nauplias Strand hat ihm erst heut gemeldet, wie Klytaemnestra von rächender Sohneshand gefallen.

---

*) Menelaos Maske war die des ξανθὸς ἀνήρ b. Pollux.

Abscheu vor dem unheiligen Muttermörder und Verlangen nach dem Sohne des geliebten Bruders streiten in seinem Herzen: das Verlangen siegt. Er will ihn sehen, sprechen; er orscht bei den Jungfrauen nach ihm, da stürzt der Unglückliche, von seinem Lager aufspringend, ihm entgegen, rührt wehklagend seine Kniee an und fleht um Rettung aus tiefster, bitterster Noth.

Menelaos erschrickt vor seinem Anblick, vor seinem glanzlos-verwildertem Haar, dem hohlen, trocknen Auge, der ganzen krankhaften Erscheinung, und fragt nach der Ursache so trauriger Entstellung. — In lebhafter stichomythischer Wechselrede enthüllt sich ihm nun das ganze Elend des Hauses: wie Gram um die verübte That und wilde Wuthkrankheit den unglücklichen Jüngling verzehren, wie keiner der Bürger ihn gesühnt, vielmehr jedes Haus sich ihm verschlossen, wie Feinde des Vaters und Freunde des Aigisthos den Kindern Agamemnons bittre Feindschaft erwiesen, und wie dieselben nun, von Wachen rings umzingelt, des Spruches harren müssen, der ihnen zweifelsohne den Tod zuerkennen werde. Nur von ihm, Menelaos, sei Beistand und Rettung noch zu hoffen, zu ihm wende sich flehende, inständige Bitte.

Bevor der König hierauf antworten kann, erblickt der Chor den alten Tyndareus, der Helena und Klytaemnestra schmerzgebeugten Vater, und kündigt sein Herannahen an. Orestes erschrickt heftig; ihm am wenigsten vermag er ins Auge zu sehen, der seine Kindheit gepflegt, dem er viel Liebe und Güte mit der Tochter Mord gelohnt. O, in düstres Gewölk möcht er sich hüllen, des Greises Blicken zu entgehen — doch da ist er schon!

Auf zwei Sklaven gestützt, ein hinfälliger Greis, das Gesicht von grauem Haar, von weissem Bart umwallt*), den hageren Leib in das trauerfarben-braune ἐπίβλημα gehüllt, betritt Tyndareus die Bühne. „Wo," so ruft er schon von Weitem vorwärtsstrebend, aus, „wo erblick' ich meiner Tochter Ehgemahl? —

O führt mich, denn an seiner Rechten will ich stehn
Und froh umarmen den so spät erblickten Freund!"

Herzlich begrüssen sich beide Männer; da bemerkt Tyndareus den Orestes und fährt heftig zurück:

„Der Muttermordende Drache vor dem Hause dort,
Mein Abscheu, blitzt mit krankem Augenstrahl mich an!"

so ruft er leidenschaftlich aus und fragt empört, ob Menelaos mit dem Unheiligen spreche. Eine rasche Wechselrede in stichomythischen Trimetern beginnt, die sich bis zur grössten Heftigkeit steigert, da Menelaos, von Erinnerung an den grossen Vater des Jünglings bewegt, diesen warm in Schutz nimmt, Tyndareus ihn ebenso hitzig anklagt, verdammt und das Zeugniss der Götter selbst anrufend, den Tochtermann beschwört, jenen von den Himmlischen Verworfenen, mit Wahnsinn Geschlagenen der wohlverdienten Todesstrafe nicht entziehen zu wollen.

Mit zornigen Thränen will sich der von Erinnerungen an die ermordete Tochter erschütterte Greis abwenden, da tritt Orestes, nicht ohne schwere Ueberwindung, den einst geliebten Grossvater an und bewegt ihn zum Gehör.

Klar und überzeugend begründet er die schreckliche Verpflichtung, die ihm der Mord des Vaters und Apollons Befehl auferlegt. Er habe gehandelt, wie er gemusst. Hätt' er des Gottes Geheiss nicht ausgeführt, die Mutter nicht gemordet, wahrlich des Vaters Erinyen würden ihn dann ebenso grausam verfolgt haben, als jetzt die der Mutter, und Apollon's Strafe hätte ihm überdies nicht gefehlt. Aller Leiden Ursach sei Tyndareus allein, der also schlechte Kinder sich erzeugt. — So spricht der Jüngling, und kaum vermag der Greis an sich zu halten, bis jener

geendet. In tobendem Zorn bricht er auf, Orestes für diese letzte Kränkung mit beschleunigterem Tode bedrohend. Unverzüglich solle die Volksversammlung der Argiver ihn und die nicht minder schuldige Schwester zur Steinigung veedammen. Noch wendet er sich heftig zu Menelaos, warnend, drohend:

„Du rett ihn nicht vom Tode, Göttern nur zum Trotz,
Nein duld es, dass der Bürger Hand ihn steinige;
Wo nicht, so nahe nimmer Dich dem Sparterland!“

dann verlässt er in leidenschaftlicher Erregung die Bühne. — Menelaos und Orestes bleiben zurück; jener gedankenvoll vor sich hinstarrend, dieser ihn still, mit aufsteigendem Argwohn betrachtend. Endlich beginnt er sorgenvollen Tons:

„Menelaos, wohin wendest Du den Fuss im Geist,
Zwiefacher Sorge Doppelpfad erblickend?“

Der Angeredete, auf den die drohenden Worte des alten Sparterkönigs einen tiefen Eindruck gemacht, befindet sich in heftigem Kampf mit sich selbst. Seine bessere Natur treibt ihn zu kräftigem Beistand seiner unglücklichen Bruderskinder, die Sorge um Herrschaft und Besitz, durch Tyndareus' Rache so leicht gefährdet, hemmt den Entschluss und stürzt ihn in peinliche Unsicherheit. So antwortet er nun, abgewandten Antlitzes, fast unfreundlich:

„Lass mich! Gesammelt in mich selber denk ich nach;
Wohin ich mich zu wenden habe, schwank ich noch.“

Diese Worte verrathen dem Orestes die ganze Gefahr, und hastig, dringend erwiedert er:

„Vollende die Betrachtung jetzo nicht!
Vernimm zuvor erst meine Rede; dann entschliesse Dich!“

Und dann, als Menelaos sich halb willig, halb wiederwillig zum Hören anschickt, führt der Unglückliche in warmer, bis zum höchsten Pathos gesteigerter Beredsamkeit der Seele des charakterlosen Verwandten noch einmal alle Gründe vor, die ihn bestimmen mussten, das wankende Haus des Bruders zu stützen, die Kinder desselben vor Tod und Verderben zu bewahren; dann lässt er ermattet von ihm ab, sinkt auf sein Ruhebett hin und birgt das Haupt in die Kissen, dem tiefbewegten Chor überlassend, durch weiteres Flehn den kalten Sinn des Fürsten zu erwärmen. Aber vergebens! Menelaos' Entschluss ist gefasst. Von dem Augenblick an, wo es ihm klar geworden, dass mit der Erfüllung seiner heiligen Pflicht gegen die Kinder Agamemnons Gefahr verbunden sei, war er entschlossen, dieselben ihrem Schicksal zu überlassen, und jedes von Orests Feuerworten vermag diesen Entschluss nur noch mehr zu härten. So antwortet er denn nun kalt beschwichtigend, Orestes Haupt sei ihm heilig; gern wolle er helfen, nur nicht mit Gewalt, denn die vermöge er zur Stunde nicht daran zu setzen. Nur mit wenigen Begleitern habe er sich aus den Drangsalen des Krieges und der Irrfahrt gerettet; sie vermöchten nichts gegen den Willen des Argiver-Volks. So bleibe nur übrig, dieselben durch sanfte Rede und kluges Nachgeben umzustimmen; er eile dies zu versuchen. Mit diesen Worten verlässt er hastig, wie flüchtend, die Bühne, das Herz der Hörer mit Groll und Verachtung füllend. Finster blickt Orestes ihm nach:

„O Du, geschickt nur, Krieg zu führen um ein Weib,
Sonst nichts! O Feiger, wenn Du Freunden helfen sollst!
Du fliehest mich? So war, was Agamemnon that,

Umsonst? — Ach Vater! Freundlos macht das Elend uns!
Weh mir Verrath'nem! Alle Hoffnung weicht von mir" —

Doch nein! Nicht ganz freundlos, nicht ganz hoffnungslos ist er. Auf derselben Strasse, die den selbstsüchtigen Oheim entführt, zieht in Eile heran „der Menschen Theuerster, Pylades, von Phokis kommend, dem Verlassenen so hold willkommen, „wie Schiffern Meeresstille nach dem Sturm. Innig begrüssen sich die Freunde, in geflügelter Wechselrede alles Erlebte, Empfundene gegen einander austauschend. Empört über Menelaos' Handlungsweise, erklärt sich Pylades bereit, mit dem Freunde. mit der geliebten, ihm verlobten Electra Alles zu wagen, Alles zu dulden. Er erfüllt die gebeugte Seele Orests mit neuer Thatkraft; sie gehen mit einander in die Volksversammlung, um dort einen letzten Versuch zu machen, die Argiver umzustimmen, sich Rettung zu erwerben. Der Chor, von düstrer Ahnung erfüllt, beklagt in ergreifenden Strophen die forterbenden Frevel, die forterbende Noth des Tantalus-Hauses. Ihn unterbricht herbeieilend Electra mit besorgter Frage nach Orestes; der Bescheid erfüllt sie mit Angst und Schrecken. Sie fürchtet das Schlimmste, und schon erfüllt sich ihre Ahnung. Ein Bote nahet, ihr zu verkünden, dass die letzte Aussicht auf Rettung geschwunden, im Rath der Argiver die Feinde gesiegt, und Orestes, der Steinigung zu entgehen, versprochen habe, sich mit der Schwester heute selbst zu tödten.

Electra verstummt zuerst in Entsetzen, dann erhebt sie die Seele zu wilder Klage: allen Jammer ihrer Seele strömt sie in erschütternder Monodie aus. — Der Bruder, der Verlobte kehren zurück. Verzweiflungsvolles Wiedersehen! Das Leiden der beiden Opfer eines unseligen Confliktes der Pflichten ist auf seinem Höhepunkt. Die Geschwister nehmen vor dem Tode den letzten herzzerschneidenden Abschied von einander.

Nun erfolgt die Peripetie. Ein Gedanke des Pylades giebt den Anstoss. Sie wollen sterben, doch nicht eher, als bis sie Rache genommen an Menelaos', ihn gestraft für schändlichen Verrath. Sein Benehmen in der Volksversammlung hat bewiesen, dass er nicht nur aus Feigheit, nein auch aus Begier nach Agamemnon's Königserbe schändlich gehandelt. Er soll des Erfolges nicht froh werden! Die Freunde beschliessen, ihm Helena, die Ursache alles Leiden, zu tödten und durch Hermionens Bedrohung vielleicht sich Rettung zu bereiten, wonicht — zu sterben. So geschieht es. Sie stürmen ins Haus, entfernen die Diener und zücken, während draussen der Chor achtsam alle Störung fern hält, auf Helena den Mordstahl. Auf ihr Geschrei eilt Hermione herzu. Wie sie auch die packen wollen, entflieht, entschwindet — durch der Götter Schutz — Helena ihren Augen.

In diesem Augenblick stürzt Menelaos herbei, von dem Geschehenen benachrichtigt; doch die versperrte Thür hindert sein Eindringen in's Haus, und verzweifelnd muss er sehn, wie auf der Zinne des Daches unter Hohnworten Orestes das Schwert auf die Brust der geliebten Tochter zückt. Machtlos ist sein wilder Zorn, fruchtlos sein Drohn, und als er sich wendet, die Argiver zum Sturm des Hauses aufzurufen, heisst Orestes den Freund mit glühender Fackel den Palast entzünden, im Feuertode sich und Alle zu begraben. Die Spannung ist auf's Höchste gediehen, menschliche Leidenschaft über das Maass hinausgestürmt, nur ein Gott kann hier helfen, den Knoten lösen, derselbe nur, der durch seinen Spruch das Leid des Hauses geschaffen. Und er erscheint: Apollon in göttlicher Majestät, des Zornes

wüstbrandende Woge sänftigend und wildverworrenen Drang beschwichtigend. Sein Götterwort löst den schwer verschlungenen Knoten: Orest soll leben und Sühnung empfahn, nach Jahresfrist, in der Athener Stadt, auf Ares heil'gem Hügel; Hermione ist ihm zum Ehegemahl bestimmt, wie dem Pylades, dem hohes Glück noch winkt, Electra. Helena aber, des Zeus Erzeugte, ist hinweggerückt und neben dem hehren Dioskuren-Paar im Aether thronend, hülfreich den irren Seefahrern, schmeckt sie ewiges Leben. — So ist Alles wohl geordnet; und fromm gehorchen die Helden des Gottes Spruch. Der Chor aber feiert jubelnd den neuerrungenen Frieden, anstimmend den Schlusssang:

„Hochheilige Nike, so sei von Dir
Mein Leben beherrscht,
Und nie lass ab, es zu kränzen.



Freitag, am 18. April.

Unterquinta: Latein, Griechisch
Unterquinta: Geographie, Mathematik

[illegible] neuen Schuljahres

Nachmittags 2 Uhr wird der
[illegible] geschlossen.
[illegible]lich um 8 Uhr.
Raum eine solche [illegible]
haben sich Morgens mit ihren
[illegible]oder und welche [illegible]
[illegible]ngen.

Turnschein [illegible]